

ZEITZEUGEN

MITTEILUNGSBLATT DER ZEITZEUGENBÖRSE HAMBURG

*„Das hebe ich mir
für meine alten Tage auf.“*

Unsere Großeltern

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

die Ausgabe 63 umspannt diesmal einen längeren Zeitraum. Nein, der Erscheinungsmodus der ZZM wird sich nicht dauerhaft ändern.

Der Anlass für die Verschiebung ist erfreulich! 2017 besteht die Zeitzeugenbörse Hamburg (ZZB) 20 Jahre! In der zweiten Jahreshälfte wird es deshalb eine Veranstaltung zum Feiern, Kennenlernen und Mitmachen bei der ZZB geben. Und die Juli- bis Dezember-Ausgabe wird ein extradi-ckes Jubiläumsheft sein, mit neuen und alten Beiträgen zum Thema

„technische Entwicklung“.

In dieser Ausgabe werden Sie Beiträge zu unseren Großeltern finden. Sie waren Familienoberhäupter mit Autorität, manchmal von großer Frömmigkeit, oder im Gegensatz dazu aus dem kommunistischen Lager. Sie symbolisierten für die hier berichtenden Kinder oft die schönen Seiten des Lebens (Ferien!). Sie und wir haben dabei viel Spaß, wenn wir darüber lesen dürfen!

Ihre Redaktion

Mein „dänischer“ Großvater

(1864-1945/46)

Meine wichtigsten Bezugspersonen im jungen Alter waren – abgesehen von meinen (Adoptiv-) Eltern – meine Großeltern mütterlicherseits und hier insbesondere mein 1864 geborener Großvater Ferdinand Brammann. Er wurde in eine Zeit hineingeboren, in der seine Geburtsstadt Altona noch Bestandteil des dänischen Staates war.

Die Oma war – zumindest geographisch gesehen – eine „richtige“ Dänin, da sie als eine geborene Lund in Hadersleben das Licht der Welt erblickte.

Der Opa war Inhaber einer Kunststeinfabrik in der Nähe der Siedlung Steenkamp, in der sich mein Elternhaus befand. Mit meinem Kinderfahrrad war es eine Sache von Minuten, Oma und Opa zu besuchen.

Dass ich sehr oft bei ihnen zu Gast war, hatte mehrere Gründe. Einmal waren die Großeltern ausgesprochen liebevolle Menschen, die mir einiges an Streichen nachsahen, die mir mei-

ne Eltern nicht so akzeptiert hätten. Zum anderen war der große Fabrik- und Lagerplatz für mich eine interessante „Spielwiese“.

Eines Tages jedoch platzte auch meinem Opa der Kragen. Ich war nämlich auf gegossene Zementstufen geklettert, die zwischen Brettern zum Trocknen gelagert waren. Ich hatte damit leider meine Fußabdrücke auf diesen Stufen hinterlassen, so dass sie wohl nicht mehr termingerecht ausgeliefert werden konnten. Dass Opa, sonst die Gutmütigkeit in Person, mir in diesem Zusammenhang eine Ohrfeige verabreicht hat, ist verständlich, wobei sein seelischer Schmerz wohl größer war als mein körperlicher.

Mein Opa hatte eine Augenprothese, da er in seiner Jugend durch einen Unfall ein Auge verloren hatte. Bei meiner Spielerei in der großen Villa auf diesem Gelände geriet ich eines Tages unversehens ins Schlafzimmer ohne zu wissen, dass mein Opa in dieser Zeit seinen Mittagsschlaf hielt.

FERD. BRAMMANN

Gegründet 1892

Kunststeinwerk / Beton / Eisenbeton / Tiefbau / Steinholz
Linoleum / Gummibelag

ALTONA-GROSSFLOTTBEK

OSDORFERWEG / Fernsprecher: Bahrenfeld D 9. 2232

Zweigniederlassung Hamburg, Eppendorferbaum 13

Bankkonten Ottensener Bank, Altonaer Bank / Postscheckkonto: Hamburg 37296

Was blickte mir jedoch entgegen? Nicht etwa mein wachgewordener Opa, sondern – losgelöst von ihm – ein einzelnes Auge, das mich aus einem mit einer Flüssigkeit gefüllten Glas anschaute. Schockiert von diesem Anblick schaltete ich ganz schnell den Rückwärtsgang ein.

Ein Privileg hatte ich noch: War „Bubi“ (so nannte mich damals meine Mutter) oder „Schietbüdel“, (so nannte mich meine Oma) – eine Übersetzung ins Hochdeutsche möge man mir ersparen –, anwesend, durfte nur ich den Speiseaufzug aus der im Souterrain liegenden großen Küche bedienen. Unsere „Köksch“ rief durch das ganze Haus nach „Bubi“, damit ich das Mittagessen von der Küche ins Esszimmer hieven konnte.

Natürlich hat sich dieser intensive Kontakt später gelockert, als ich mich als angehender Halbstarker segelnd auf der Elbe herumtrieb (Yachtschule Blankenese).



Opa war übrigens Freimaurer. Die intensiven Kontakte zu seinen Logenbrüdern führten dazu, dass einer seiner „Brüder“ (Baugeschäft) im Winter 1945/46 mit seinem technischen Sachverstand entscheidend dazu beitrug, dass unsere teilzerstörte Wohnung einigermaßen winterfest hergerichtet werden konnte.

In diesem Zusammenhang noch einmal ein „posthumes“ Dankeschön an meinen bereits 1943 verstorbenen Opa.

*Dein „Schietbüdel“
Wilhelm Simonsohn*

„Vschetzko Jedno!“

(19. Jahrhundert bis 1951)

Wie alle anderen hatte auch ich je zwei Opas und Omas. Getreu dem Motto „Ladys first“ beginne ich mit denen mütterlicherseits.

Wenige Kilometer östlich von Hamburg liegt auf dem sogenannten Geesthang, der sich bis nach Dömitz hinzieht, der Ort Geesthacht, der bis

1937 noch zu Hamburg gehörte. Hier wurde meine Mutter geboren. Ihre Mutter hieß Alma und war naturgemäß meine Oma.

Die Familie betrieb einen kleinen Bauernhof mit etwas Kleinvieh. Der Boden war karg, aber es reichte zum Überleben.

Wie es früher so üblich war, erschien eines Tages ein Schneidergeselle, der auf Wanderschaft war. Er kam aus Staßfurt in Sachsen-Anhalt. Alma und er, also Adolf Schill, verliebten sich und heirateten bald. Seiner Verlobten schneiderte Adolf ein schönes Brautkleid.

Kurz darauf zogen die beiden nach Hamburg, wo der Opa dann einen Meisterbrief bekam. Als die Eltern starben, wurde der Hof verkauft. Olga bekam viel und die Alma weniger Geld. Aber immerhin konnte Olga sich ein Gemüsegeschäft kaufen, während Alma eine schöne, bürgerliche Mietwohnung in der Hammerbrookstraße bezog.

Dort in der zweiten Etage gab es sogar einen sogenannten „Wintergarten“, einen Vorbau, in dem Adolf sich seine Werkstatt einrichtete.

Ganz in der Nähe, auch in der Hamburger Hammerbrookstraße, wuchs eine gewisse Hannelore Glaser auf. Die war später nicht nur die Klassenlehrerin meiner Frau, sondern wurde bekannt als „Loki“, die Frau des beliebten Kanzlers Helmut Schmidt.

Als die Bombenangriffe heftiger wurden, brachte Frau Schmidt im Rahmen der Kinderlandverschickung ihre Schülerinnen nach Österreich

und nach Bayern. Meist wurden die Kleinen, wie auch meine Frau, bei Kleinbauern untergebracht, damit sie gut gepflegt werden konnten.

Opa Schill war ein überzeugter Sozialdemokrat, ging über die USPD zur KPD. Er kannte August Bebel noch persönlich.

Wenn er Geld übrig hatte, kaufte er Sondermarken zum Bau des Hamburger Gewerkschaftshauses, der „Waffenschmiede des Proletariats“, wie er das Haus nannte. Wir waren total ausgebombt. Ich meldete mich mit 16 Jahren zum sogenannten Volkssturm, wurde dann aber der Waffen-SS zugeführt. Ich bekam die Blutgruppe in den Arm tätowiert. Verwundet geriet ich in sowjetische Gefangenschaft.

Opa schrieb nach zwei Jahren an das Ministerium des Innern der Sowjetunion einen Protestbrief und nannte das Lager 7466 in Tuschino, in dem ich mich befand.

Es sei eine Schande schrieb er, dass so ein unbescholtenes Kind, wie ich, so lange für Schäden büßen müsse, die andere angerichtet hätten. Er schilderte seinen Einsatz in der KPD.

Der Brief wurde mir vom Polit-Major vorgelesen. Der war beeindruckt, entlassen wurde ich trotzdem nicht.

Ich lehnte die Fahrt in ein Schulungslager ab und kam erst 1950 wieder nach Hamburg. Opa starb schon 1948 an Herzversagen. Oma starb viel früher an Magenkrebs im Alter von 46 Jahren.

Eduard Hermann Lucks hieß mein anderer Opa. Man fand ihn als Baby „in feinstes Linnen gewickelt“ vor einer Kirchentür in Goldap im östlichen Ostpreußen. Eine Grafenkrone war in der Decke eingestickt. Wahrscheinlich war er ein „Seitensprung“ irgendeiner Hoheit.

Der Pastor nannte Findelkinder mit Tiernamen, aber weil Urkunden damals handschriftlich ausgestellt wurden, war es ein Schreibfehler oder unleserlich, da er nun nicht Luchs, wie das Tier, sondern Lucks mit „ck“ hieß.

Weiter südlich, in der Landschaft Masuren, in der kleinen Stadt Lyck, die heute polnisch ist und Elk heißt, lebte Lina Drazba, meine Oma. Der Opa fuhr eines Tages mit einer Kutsche zu einem Tanzvergnügen dorthin und lernte Lina kennen. Die beiden heirateten später. Dann ging es nach Königsberg, und Opa arbeitete dort als Kellner in einem Restaurant. 1900 fuhren sie nach Hamburg, wo der Opa eine Stelle als Kellner im vornehmen Hotel Reichshof bekam.

In Omas ostpreußischen Dialekt schlichen sich oft polnische Wortfetzen ein, wie „vschetzko jedno“, alles egal. Sie mochte gern Pferde, die sie Konjes nannte. Obwohl sie eine Deutsche war, musste sie weinen, als Hitler Polen überfiel, zumal wenn ich dazu sang: „Bomben auf Polenland!“

Opa war ein konservativer Preuße, hasste aber Nazis und Kommunisten gleichermaßen. „Alles dieselbe Wische“ sei das, meinte er. „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?“

Wenn er bei uns zu Besuch war, sang er uns Kindern vor: „Und wenn der Alte Friedrich kommt und klopft mal auf die Hosen, dann läuft die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen.“ Mein Vater, ein Rotfrontmann, verbat sich das Lied und war dann böse.

Opa war ein lustiger Geselle, er sang und schrieb Gedichte. Leider liebte er die „Geistigen Getränke.“ Besonders mochte er Champagner. Der war sehr teuer. Als Opa in Rente ging, reichte das Geld oft nicht aus.

Also suchte er sich eine Nebenbeschäftigung als „Reisender“, wie damals die Handelsvertreter hießen. Von einer bekannten Firma bekam er einen Koffer mit Feinkostproben.

Weil er sehr lustig war, hieß es oft: „Da kommt ja wieder der fröhliche Mettwurst-Lucks. Er nahm gern Kautabak zu sich und hatte zum Verkauf immer einige Schachteln der Firmen Grimm und Triepel und Hanewacker bei sich.

Oma starb mit 76 Jahren und musste das Bombeninferno, bei dem seine Wohnung zerstört wurde, nicht erleben.

Als ich 1950 aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft entlassen wurde, lebte der Opa noch. Wie mir seine Tochter, meine Tante Lisbeth, erzählte, kaufte er am Heiligenabend 1951 eine Flasche Sekt, trank sie halb aus, fiel lächelnd um und starb.

Silvester 1951 wurde Opa beerdigt. Ich war dabei und sagte leise: „Wo immer du hinkommst: Prost, Opa!“

Günter Lucks

Sommerferien bei Opa

(bis 1957)

Mein Großvater väterlicherseits, Asmus Schmidt, stammte aus Angeln.

Er war Weber von Beruf, beschäftigt in einer Weberei in Pinneberg. Ich meine mich zu erinnern, dass mein Vater mir mal erzählt hat, dass sein Vater vor dem Ersten Weltkrieg bei einer 60-stündigen Arbeitswoche 10-12 Mark pro Woche verdient hat.

Das war wohl für damalige Verhältnisse ein sehr bescheidener Lohn. Dennoch hat er es geschafft, in Pinneberg, im Kirchhofsweg, ein kleines Häuschen zu erwerben. Wie er das gemacht hat, ist mir ein Rätsel.

Ich habe ihn nicht mehr kennengelernt, denn er starb schon 1925, vor meiner Geburt.

Meine Großmutter hat in diesem Haus noch bis zu ihrem Tod 1949 allein gelebt. Sie hatte sicher nur eine sehr kleine Rente und hat ihren Lebensunterhalt verdient, indem sie für andere Leute Wäsche gewaschen hat. Da sie natürlich keine Waschmaschine hatte, war das bestimmt eine sehr harte Arbeit. Gebügelt wurde mit Setz-Bügeleisen, die auf der Herdplatte erwärmt wurden.

An der Hauswand wuchs ein Birnbaum als Spalierobst. An dessen Wurzel befand sich ein Rohr im Erdboden für die Bewässerung. Als ich als kleiner Bub mal bei ihr zu Besuch war, habe ich dieses Rohr mit gesammelten Steinchen aufgefüllt. Oma hat mich dafür ausgeschimpft.

Einen Keller hatte das Haus natürlich nicht. Stattdessen gab es im Wohnzimmer-Fußboden eine Klappe, die ein Erdloch abdeckte. Das war die Vorratskammer.

Oma hat uns in Leck (Nordfriesland) vor dem Krieg ein paarmal zu Weihnachten besucht. Öfter war wohl nicht möglich, denn wir wohnten ja weit weg und die Eisenbahnfahrt war sicher sehr teuer. Sie brachte jedes Mal einen selbstgebackenen Stuten mit, den wir sehr gerne mochten. Ein Stuten ist ein süßes Brot, ähnlich wie Klöben, aber ohne Rosinen. Was uns allerdings an ihr störte: Sie hat furchtbar geschnarcht.

Mein Großvater mütterlicherseits, August Lüdemann, war Kaufmann in Halstenbek. Er betrieb in der Poststraße erst ein Geschäft für Haushaltswa-



ren, Eisenwaren und Baumschulartikel. Später für Kolonialwaren, Obst und Gemüse. Schließlich vermietete er auch Tafelgeschirr. Das heißt, man konnte bei ihm Geschirr, Bestecke, Tischdecken und Dinge mieten, die Leute für eine größere Feier brauchten. Er ist immer mit Pferd und Wagen nach Altona gefahren, um für seine Geschäfte einzukaufen.

Im Ersten Weltkrieg musste er natürlich Soldat werden. Oma hatte mit ihren vier Kindern noch die Geschäfte zu führen. Das ist ihr wohl über den Kopf gewachsen. Sie bekam psychische Probleme. Mit den Jahren wurde das immer schlimmer. Schließlich war sie ein Pflegefall.

Opa hat seine Geschäfte 1927 verpachtet. Als kleiner Junge habe ich meine Oma einmal gesehen. Opa hat ihre Pflege wohl schließlich nicht mehr geschafft – er hat Oma in ein Pflegeheim gebracht.

Im Jahr 1941 bekam Opa Bescheid, dass man seine Frau in ein Heim in Ostpreußen verlegt habe. Gefragt hatte man ihn nicht. Und nach kurzer Zeit, im Januar 1942, bekam er Bescheid, dass Oma verstorben sei. Nach dem Krieg hat uns jemand erzählt, dass dieses Heim in Ostpreußen ein Ort „zur Beseitigung lebensunwerten Lebens“ gewesen sei.

Im Sommer 1943 war ich in meinen Sommerferien bei Opa zu Besuch. Da er kein Bett für mich hatte, kam ich bei meiner Tante nebenan unter, die drei kleine Töchter und einen kleinen Hund hatte. Der war voller Flöhe, aber Opa störte das nicht.

Opa beschäftigte sich als Hilfskraft bei einem befreundeten Bäcker in Tangstedt. Dahin fuhren wir mit Fahrrädern. Wir holten mit Pferd und Wagen Holz aus dem Wald für den Backofen. Der Bäcker hatte noch einen alten Holz-Backofen. Im Wald fand ich auch leckere Waldhimbeeren. So etwas kannte ich aus Leck nicht.

In der Nacht zum 25. Juli 1943 gab es Fliegeralarm. Es war ein Großangriff auf Hamburg. Wir saßen alle im Keller des Hauses. Ab Krupunder waren Bomben gefallen, bei Opa waren alle vier Schaufensterscheiben kaputt gegangen.

Vom Hausdach sahen wir im Süden das brennende Hamburg. Am nächsten Tag kam ein Onkel aus Pinneberg, der zusammen mit Opa die Schau Fenster mit Brettern vernagelte.

Am Montagvormittag darauf bin ich mit Opa nach Hamburg gefahren. Wir wollten wissen, ob mein Onkel und meine Tante im Falkenried den Angriff überlebt hatten. Zum Glück war dies der Fall. Viele Häuser in der Hoheluftchaussee brannten aber noch. Wir haben schnell wieder die Stadt verlassen.

Zwei Tage später kam meine Mutter nach Halstenbek, um mich abzuholen. Mir gefiel das nicht, denn mir ging es ja gut. Damit waren meine Sommerferien bei Opa beendet. Er starb 1957 im Alter von 86 Jahren.

Walter Schmidt

Ganz schön vermessen

(19. - 21. Jahrhundert)

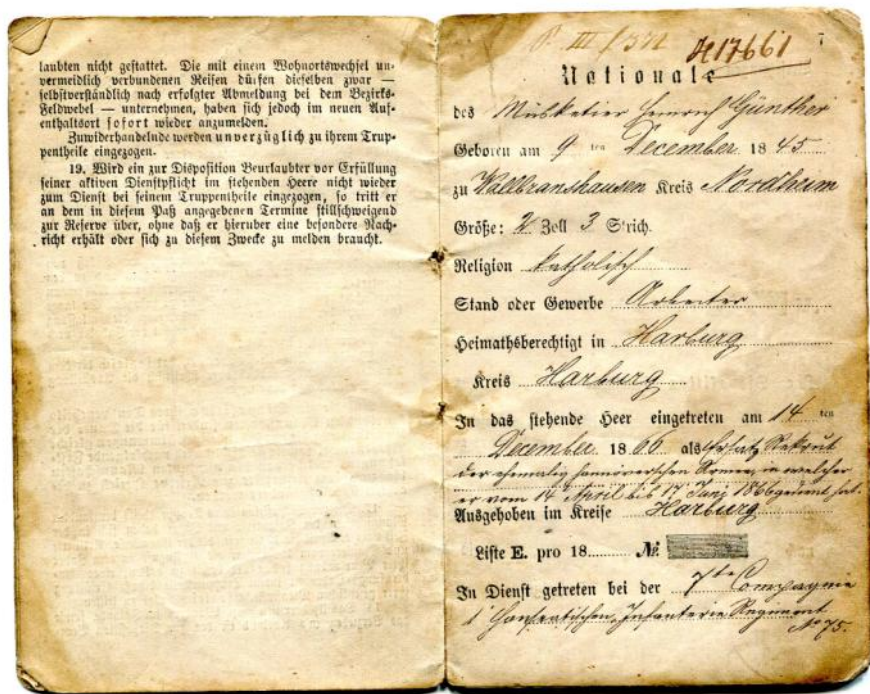
Totalschaden gibt es nicht nur bei Autos, sondern es gab ihn auch während des Krieges, wenn jemand ausgebombt war – so wie wir. Alles Materielle: verbrannt. Vernichtet waren auch Dokumente, sofern sie nicht im Notfall-Köfferchen gerettet worden waren, das damals jeder in den Luftschutzkeller mitnahm, sobald die Sirenen heulend den Flieger-Alarm intonierten.

Umso erstaunlicher, dass ein alter *Militair-Paß* alles überstanden hat und heute in meinem Besitz ist, ausgestellt auf meinen Urahn, den Mus-

ketier *Heinrich Günther*, geboren am 9ten December 1845. (Musketier: Musketen waren, bis Mitte des 19. Jahrhunderts, Vorläufer der Gewehre. Wegen ihres Gewichts von meist mehr als 10 Kilogramm und ihrer Länge von 1,70 Metern wurde sie auf eine Gabel gestützt.)

Weiter im Pass. *Stand oder Gewerbe: Arbeiter*. Dessen Sohn, d. h. mein Großvater, war selbstständiger Handwerker; mein Vater, der auch wieder Heinrich hieß, war Angestellter.

Religion: katholisch. Das war mir neu, denn in unserer Familie sind alle



evangelisch. Doch ich erinnere mich an eine Tante meines Vaters, die ebenfalls katholisch war, jedoch mit der Kirche auf Kriegsfuß stand.

Das Überraschendste aber ist die im Pass angegebene *Größe*: 2 Zoll 3 Strich. Wie viele Zentimeter mögen das sein? In diesem Zusammenhang ist interessant: Der internationale Meter-Prototyp existiert erst seit 1889 – da war mein Urgroßvater 44 Jahre alt –, doch das war bereits der dritte Urmeter. Die beiden vorangegangenen waren nicht genau genug.

Ungenau waren aber, nach heutigem Maßstäben, alle anderen Angaben – noch dazu in einzelnen deutschen Ländern unterschiedlich. Legt man preußische Maße zugrunde, so war 1 Zoll 2,6164 cm lang, 2 Zoll wären

demnach 5,2328 cm. (Die Angabe „Strich“ kann man vergessen: 1 Strich sind 2,18 Millimeter.) Nun wird aber mein Urgroßvater doch größer gewesen sein als gute 5 Zentimeter!

Die Lösung: „Normale“ Menschen waren um die 5 Fuß groß (1 Fuß = 31,3854 cm). Deshalb wurde dies Maß weggelassen. Auf meinen Urgroßvater bezogen: Er war 1,57 (1,569) Meter + 2 Zoll = 5,2328 cm groß, maß also etwas über 1,62 Meter.

Übrigens: Die „langen Kerls“ unter Friedrich Wilhelm I., Preußens „Soldatenkönig“, mussten mindestens 6 Fuß groß sein, das heißt 1,88 Meter oder größer.

Claus Günther

Heirat mit 84

(1881-197)

Meine Großmutter Helene, geb. Kubitzi, wurde am 15.09.1881 in Grabau/Thymau bei Marienwälder als jüngstes von vier Kindern geboren. Sie war sehr verwöhnt und eigenwillig und ist es ein Leben lang geblieben.

Sie heiratete sehr jung Wilhelm Waschke. Sie bekamen 7 Kinder, 5 Mädchen und 2 Jungen. Meine Mutter war die Drittälteste.

Es ging meiner Großmutter finanziell recht gut. Gelernt hat sie nichts, und wie überliefert wurde, fuhr sie oft mit der Kutsche spazieren. Dann wollte sie ihren Mann nicht mehr und

ließ sich von ihm scheiden. Ihre Eltern starben, und sie hat Häuser geerbt.

Es ging ihr gut bis zur Inflation. Da sie ja nie rechnen konnte und keine Ratschläge annahm, war sie in kurzer Zeit arm wie eine Kirchenmaus.

Aber sie hatte ja 7 Kinder und hat immerhin dafür gesorgt, dass alle etwas gelernt haben, meine Mutter z. B. Blumenbinderin (heute hieße es Floristin).

Am Zahltag der Kinder stand sie bei den Arbeitgebern und ließ sich das Geld geben. Ob bei allen, weiß ich nicht genau, aber auf jeden Fall bei

meiner Mutter.

Meine Großmutter war mit der Schwester meines Vaters befreundet und hörte von ihr, ihr Bruder August sei jetzt in Hamburg, dort verdiene man mehr.

Meine Großmutter hat sofort angeordnet, dass meine Mutter und ihre ältere Schwester nach Hamburg fahren sollten, und der Bruder ihrer Freundin sollte dort auf sie aufpassen. Na ja, der Bruder war mein Vater und hat die Aufgabe ganz ernst genommen, d.h. er hat meine Mutter geheiratet. So hatte Oma sich das nicht gedacht.

Sie fuhr hinterher und wollte von meiner Mutter das verdiente Geld haben. Aber nun war mein Vater da, der sagte „So nicht, Helene“.

Inzwischen waren alle Kinder von ihr in Hamburg. Sie selbst wohnte in Hamburg-Harburg. Aber sie fuhr genauso oft zu ihren Kindern und lebte bei Tochter oder Sohn, bis es Ärger gab, dann fuhr sie zur nächsten.

Meine Oma hatte ebenso sehr viel gute Seiten; sie war sehr großzügig, schenkte gern, und wenn meine Eltern etwas vor hatten, war sie immer da, war recht lieb zu uns und passte gern auf uns auf. Was ich schrecklich fand: Wenn sie sich bei uns längere Zeit aufhielt, schlief sie in meinem Bett. Normalerweise nicht schlimm, aber sie roch so schrecklich.

Einmal hat sie bei uns in der Waschküche Wäsche gewaschen und den Holzzuber in der Mitte des Raumes stehen gelassen. Am nächsten

Morgen hatte ich es wie immer eilig, um den Schulbus nicht zu verpassen. Ich stolperte im Dunklen über die Holzbalge und schlug mir am kantigen Rand die Stirn auf. Die Narbe habe ich heute noch.

Wenn wir zu Oma zum Kaffeetrinken fuhren, mussten wir auch Kaffee trinken. Wenn wir die Hand über die Tasse hielten, weil wir nicht mehr wollten, hat sie durch die Finger durchgegossen. Ja, so war Oma.

Ihr Leben lang war sie ohne Mann – vielleicht hatte sie ja heimlich jemand, aber das weiß ich nicht. Mit 84 Jahren hat sie dann aber noch einmal geheiratet und mit ihrem neuen Mann, der 10 Jahre jünger war, noch 5 Jahre zusammengelebt.

Sie nahmen sich eine größere Wohnung mit einer neuen Küche. Dann starb ihr ältester Sohn, und sie wurde von dem Haus in Hausbruch Haupterin. Da ihr Mann kurz danach an Krebs starb, hat sie von dem Geld eine feudale Grabstätte gekauft – und dann starb sie mit 89 Jahren.

Ihr Mann war übrigens vorher verheiratet und meine Großmutter mit beiden jahrelang befreundet, bis die Frau starb.

Wir fanden es im Nachhinein ganz richtig, dass die beiden zusammengezogen sind, dadurch war keiner so alleine.

Aber meine fromme Helene sagte: Zusammenziehen ja, aber nur mit Trauschein. Was blieb ihm übrig, als zuzustimmen.

Waltraut Ullmann

Die fromme Tante Anna

(1895-1957)

An die Wohnung meines Großvaters kann ich mich kaum erinnern, nur an ein mit dunklem Holz umbautes Sofa, über dem die gesamten deutschen Klassiker standen. Und an „Die grüne Reihe“, Meyer's Klassiker-Ausgaben um 1895, die seltsamerweise bei der Zerstörung seiner Wohnung gerettet wurde. Als Schülerin und Studentin ersparte sie mir so manchen Gang in eine öffentliche Bücherei. Sie sollte mich durch alle guten und schlechten Zeiten meines Lebens begleiten. Heute steht sie am Ende meines Sofas und irgendwie ist ihr Anblick für mich immer etwas Tröstliches und Verheißungsvolles.

Gelieben ist mir auch ein kleiner Band von Heines „Harzreise“. Viel, viel später, das musste ich beschämt feststellen, fand ich darin eine Widmung von meinem Opa an mich. Da war er schon lange tot.

Mein Großvater, Ernst Andres, stammte aus Bautzen und hatte seine Frau auf der Walz (viele Handwerkerge-sellen haben einige Wanderjahre eingelegt) in Lörrach kennen- und lieben gelernt. Er war bis an sein Lebensende ein überzeugter Sozialist, wie meine Mutter auch.

An seine Frau, diese Oma, erinnert mich nur noch ein Foto

(siehe rechts) und ihre Beerdigung, denn sie starb bereits 1942 an Unterleibskrebs, wie meine Mutter mir später berichtete. Ich durfte mit zur Beerdigung. Ich konnte glücklicherweise nicht wissen, wie viele noch folgen sollten bis heute.

Während des Krieges wurde mein Opa mit Tante Anna, seiner Schwester, ausgebombt. Beide zogen zu uns nach Steglitz in die in meiner Erinne-



Meine Mutter, Alice Andres (links), ihr Bruder, Heinz Andres (rechts) und in der Mitte meine Großmutter

rung große 3-Zimmerwohnung.

Mit ihrem Zuzug änderten sich auch unsere Tischtsitten. Denn Tante Anna war sehr fromm, und so mussten wir immer vor dem Essen beten. „Lieber Gott, wir danken Dir, dass Du uns dieses schöne Mahl beschert hast.“ Das machte meine Mutter immer sehr böse, und wenn Tante Anna nicht da war, fauchte sie empört: „Soll sie lieber mir danken, schließlich habe ich alles zusammengehamstert.“

Aber ohne Tante Annas Mithilfe hätten wir die schweren Nachkriegsmonate und den kalten Winter 1946/47 nicht so gesund überstanden. Tante Anna kannte sich nämlich mit Kräutern und allen anderen nützlichen Notwendigkeiten des täglichen Lebens aus, die meiner Mutter als Städterin völlig fremd waren. Sie lehrte uns, wie gut Brennesseln schmecken können. Als es nach dem Krieg kaum etwas zu essen gab, ging sie täglich in den Stadtpark und pflückte frisches Grün für Salate oder als Spinatersatz.

Und sie wusste, wie man aus Eichen Kaffee brennen kann. Aber der fand weniger Anklang.

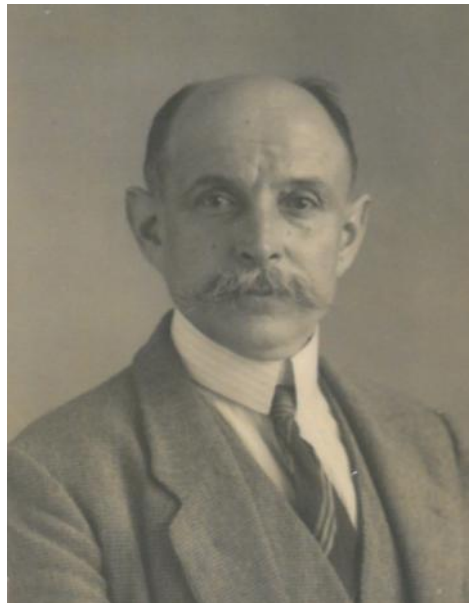
Dafür konnte sie Rosen für die Tabakblätter meines Opas im Balkonkasten züchten. Es gelang ihr sogar, essbare Tomaten heranreifen zu lassen. Alles Dinge, für die meine Mutter, die Großstädterin, weder einen Sinn hatte noch irgendein Talent besaß.

Im kalten Winter 1946/47 war Tante Anna, „die alte Jungfer“, wie meine Mutter immer verächtlich sagte, diejenige, die wusste, wie man Holz oder

Kohlen in dem kleinen eisernen Ofen zum anhaltenden Brennen brachte. Sie erwärmte damit das einzig beheizbare Zimmer für uns alle oder gar den Kohleherd, der zufällig noch in der Küche neben dem Gasherd stand.

Aber Tante Anna konnte auch wirklich etwas perfide sein: Heute glaube ich, es war ihre Art der kleinen Rache gegenüber dem Unverständnis ihrer Nichte an ihrem unbeugsamen Glauben.

Von Tante Anna erfuhr ich eines Tages, als es wieder darum ging, ob ich mit ihr zum Gottesdienst ins Gemeindehaus ging oder nicht – die Kirche war ausgebombt – dass dieser Unglaube im Hause kein Wunder sei. Ich sei das beste Beispiel. Denn ich sei ja nur im Konkubinat gezeugt!



Opa Ernst Andres (1875-1946), Bruder von Tante Anna.

Also kein Kind einer vom Gott anerkannten und gesegneten Ehe!

Oh weh! Da war was los. Meine Mutter heulte, der Opa tobte, und alle versicherten mir, dass meine Eltern wirklich echte Eltern seien und ich natürlich auch ein Kind Gottes, nur seien sie eben nicht kirchlich getraut. Weil mein Vater katholisch und meine Mutter evangelisch getauft worden waren. Aber sie wollte nicht katholisch getraut werden und mein Vater wollte nicht Protestant werden. Beide wollten der vor dem Eheschluss bis ins Intime gehenden Befragungen des katholischen Priesters oder evangelischen Pfarrers entgehen. Das hatte, wenn schon Gott, nur ihn etwas anzu-gehen.

Meine bereits 33-jährige Mutter war nicht gewillt, einem Kirchenmann Auskünfte über ihr Sexualleben zu erteilen. Also wurde 1934 nur standesamtlich geheiratet. Und natürlich bestand meine Mutter darauf, dass „ihre“ Kinder ebenfalls protestantisch getauft wurden. Taufe musste sicherheitshalber sein, man weiß ja nie, was der liebe Gott mit uns vor hat! Und so geschah es. Doch eine stärkere religiöse Erziehung erfuhr ich nicht. Das änderte sich, als Tante Anna mich jeden Sonntag mit in die Kirche nahm und meine Mutter besorgt mit ansah, wie ich immer frommer wurde in ihren Augen ... Aber wenn ich jedes Jahr zu Weihnachten vor der Bescherung die Weihnachtsgeschichte auf-sagte, waren alle immer gerührt, wie fabelhaft ich das hinkriegte.

Irgendwann hatte meine Mutter ge-



„Tante Anna“ Andres (1877-972)

nug mit meinen Bibelsprüchen und Gebeten. „Ob ich vielleicht genau so eine alte Jungfer wie Tante Anna werden wolle, wenn ich so weitermache“, lästerte sie. Immerhin war ich gerade zwölf Jahre alt. Und nein, das wollte ich nicht.

Also ging ich nicht mehr sonntags in die Kirche und das passte mir auch ganz gut, denn durch die beginnende Pubertät wurde mir vom ständigen Aufstehen und Wiederhinsetzen zwischen den Gebeten erst schwindlig und dann richtig schlecht.

Ich weiß heute nicht mehr, wann mein Großvater starb und wann Tante Anna ins Altersheim ging, in dem sie schließlich viele Jahre später starb.

Als wir 1953 nach Darmstadt zogen, waren die Großeltern bereits alle tot.

Oma und Opa Wedding

(1930er Jahre)

Meine Großmutter Marianne war mit dem Haushalt ausgelastet.

Wenn wir zum Kaffeetrinken eingeladen wurden, für Kinder gab es natürlich nur Muckefuck, also Malzkaffee, wurde in der guten Stube mit dem großen Berliner Kachelofen der Tisch mit dem Biedermeiergeschirr gedeckt und es gab zum Beispiel Bienenstich oder Kameruner. Beim Backen der Kameruner, braune Berliner in Form einer Acht mit Zucker bestreut, durfte ich zuschauen. Im großen gusseisernen mit Emaille beschlagenen Topf wurden sie in Floren oder Schmalz ausgebacken. (...)

Die Diele in der Genter Straße war lang, schmal und dunkel wie ein Schlauch. Das WC befand sich immerhin innerhalb der Wohnung, aber ebenfalls einem schmalen, dunklen Gang. Am Ende stand das etwas verrostete Toilettenbecken; in etwa zwei Metern Höhe erblickte man ein winziges Toiletten-Fenster, und auf einem Drahtkasten das aus alten Zeitungen zurechtgeschnittene Klopapier, daneben Berge von alten Tageszeitungen. Wir waren als Kinder schon an bessere sanitäre Verhältnisse gewöhnt und mochten wohl deshalb nicht so gerne zu Oma und Opa Wedding. (...)

Die Großeltern mütterlicherseits, Agnes und Karl Sierakowski, nannten wir Oma Agnes und Opa Karl, sie wohnten ganz anders und vornehm, in einer so genannten „Berliner Woh-

nung“, im Bezirk Charlottenburg, Pestalozzistr. 72, im Vorderhaus, 1. Etage, obwohl auch hier aufgrund der großen Familie mit 6 Kindern, kein üppiger Wohlstand herrschte. Das war schon eine Mittelstandswohnung mit großer Diele, vielen Zimmern, Küche und Bad.

Opa Karl war gelernter Zimmermann, hatte bei Preußens gedient, war auch kurzfristig als Schiffszimmerer in Hamburg. Er ging wieder zurück nach Berlin und wurde bei der Berliner Feuerwehr eingestellt.

Oma Agnes stammte aus einer deutsch-italienischen Familie. Mir ist noch ein Foto in Erinnerung, auf dem sie als bildhübsche Frau um 1900 mit einem modischen Biedermeierkleid und großem Hut zu sehen ist, wie man ihn auch bei Damen des kaiserlichen Hofes trug. Anfang des neuen Jahrhunderts, unterhielt sie auf dem Wochenmarkt einen Eierstand und trug so zur Erhöhung des Familienbudgets bei. (...)

Unsere Großeltern wirkten auf uns Jugendliche trotz ihres mittleren Alters zwischen 50 und 60 Jahren schon sehr alt. Die meistens dunkle Kleidung und besonders die altmodischen Frisuren („Dutt“) und Hüte der Frauen trugen dazu bei.

Der vollständige Text ist bereits in Ausgabe 48 dieser Heftreihe erschienen. <http://seniorenbuero-hamburg.de/sites/default/files/dateien/zeitzeugen48.pdf> *Peter Bigos*

Zeitzeugen im Dialog

Im Konfirmanden-Unterricht

Montag, den 26. 09. 2016, war ich eingeladen von Pastor Christian Carstens aus unserer Kirchengemeinde Sülldorf-Iserbrook, um am Konfirmanden-Unterricht teilzunehmen. Im Kirchenraum nahmen mich ca. 25 junge Leute in ihrem Kreis auf, und unter Leitung unseres Pastors kamen wir in ein lebhaftes Gespräch über meine Jugendzeit vor 80 Jahren, als ich zum Konfirmanden-Unterricht

ging, als Hitler an die Macht gekommen war und Zwang und Willkür unser Leben bestimmte.

Wie bei unseren Schulbesuchen waren die Jugendlichen zwischen 12 und 16 Jahre alt.

Es war eine erfreuliche und erfolgreiche Begegnung zwischen Jung und Alt unter der Leitung unseres jungen Pastors. Es soll nicht die Letzte gewesen sein.

Lore Büniger

Helene-Lange Gymnasium

Bericht aus der Schulzeitung, bereits 2015. Dazu die Rückmeldung der Schüler/innen auf folgenden Seite.

Zeitzeugen- interview

Das erste Zeitzeugeninterview der Klasse 10d mit Herrn Simonsohn und Frau Schreib fand am 5. November 2014 statt. Es behandelte das Dritte Reich und die Nachkriegszeit. Die Gäste wurden uns von der Zeitzeugenbörse Hamburg über Frau Fielding, unsere History-Lehrerin, vermittelt. Unsere Gäste haben oft ihre Antworten bis ins Detail ausgeführt, was die Klasse aber eher gut fand, da man so ein besseres Gefühl für die Welt damals bekommt als durch Fakten. So ein Gefühl kann man nicht so leicht durch ein Geschichtsbuch vermittelt bekommen, man muss es durch den Mund eines anderen mitbekommen. Wir haben das Gespräch als Privileg empfunden, da vermutlich die nächste Generation nicht mehr so ein Interview machen kann und wir viele Details während des Gesprächs nachfragen durften. Deswegen fanden wir es auch schade, als das Interview endete. Manche Mitschüler/innen hatten die Erfahrung gemacht, dass ihre Großeltern nicht über die Zeit sprechen wollten, und so war ein Zeitzeugengespräch besonders interessant. Darüber hinaus gefiel uns auch die ruhige, keineswegs anstrengende Atmosphäre und die Möglichkeit am Ende noch Zeitungsartikel und andere Schriften aus der Zeit zu begutachten. Wir als Klasse hoffen, mit Frau Schreib und Herrn Simonsohn in Kontakt zu bleiben, da wir alle diese Unterrichtsstunde ganz besonders in Erinnerung behalten haben.

Am 6. Mai 2015 waren dann Frau Schreib und Herr Simonsohn auf unseren Wunsch erneut zu Besuch. Der Anlass war, dass der Zweite Weltkrieg vor 70 Jahren beendet wurde.



Die 10d im Gespräch mit Zeitzeugen des 2. Weltkriegs

Unsere Klasse hat sich wieder sehr über den Besuch gefreut. Wir konnten alle Fragen zu ihren Erlebnissen, Erfahrungen, Gefühlen und ihrem Leben stellen und die beiden haben stets sehr offen und ehrlich geantwortet. Es war sehr interessant, spannend und aufregend, die Erlebnisse von Menschen zu hören, die hautnah dabei waren und alles selber miterlebt haben. Wir schätzen uns sehr glücklich, dass wir in einer Generation geboren worden sind, in der man noch die Möglichkeit hat, mit Zeugen dieses Zeitrums zu sprechen. Die beiden konnten uns viele Dinge erzählen und berichten, von denen wir so aus unseren Geschichtsbüchern noch nie gehört hatten. Die Generationen nach uns werden diese Chance nicht mehr haben. Die Atmosphäre zwischen Herrn Simonsohn, Frau Schreib und uns war sehr angenehm und locker und auch dieses Mal haben wir uns sehr gut mit ihnen verstanden.

Zusammenfassend können wir als Klasse sagen, dass wir uns sehr darüber freuen, diese einmalige Erfahrung gemacht zu haben.

*Emma Hollenberg und andere Schüler/innen
aus der 10d (jetzt S1)*

Helene-Lange Gymnasium

Die Schülerinnen haben wie versprochen ihren Text geschrieben: „Am 4.11.2015. besuchten uns Herr Simonsohn und Frau Schreib um uns aus der Zeit vor und während des 2. Weltkrieges zu berichten. Wilhelm Simonsohn erzählt spannend und humorvoll von seiner Kindheit und besonderen Erinnerungen aus dem Elternhaus oder der gesellschaftlichen Stimmung. Er beantwortet gerne unsere Fragen und teilt seine Meinung zu aktuellen politischen Themen mit. Auch Frau Schreib beschreibt Eindrücke, die sie als Kind während des Krieges gesammelt hat, sehr spannend und bildhaft.

Wir Schüler können uns in diese kaum vorstellbaren Zustände hineinversetzen! Wir bedanken uns ganz herzlich im Namen der Klasse 10b für ihren Besuch!“

*Lina und Leah,
über von Ann Fielding (Lehrerin)*

Elsa-Brändström-Gymnasium (EBS), Elmshorn

Am 14.07.2016 besuchten die Zeitzeugen Wilhelm Simonsohn (begleitet vom Zeitzeugen Hans-Günter Schmidt) und Claus Günther die 11. Klasse des Elsa-Brändström-Gymnasiums in Elmshorn. Hier die Rückmeldung der Lehrerin, Julia Niedenzu:

Die Schüler haben durchweg positive Rückmeldungen gegeben:

- Ihnen hat die Art der Präsentation gefallen (Erzählung; Fragemöglichkeiten jederzeit, die auch direkt be-

antwortet wurden; Folien zur Unterstützung); wichtig war ihnen dabei auch, dass Sie beide sehr sympathisch auf die Schüler wirkten; sie fanden die lockere Gestaltung Ihrerseits gut, dass Sie z.B. auch Episoden zum Schmunzeln (das „Organisieren“ in der Nachkriegszeit mit Ihrer Mutter) erzählt haben

- die Schüler fanden Ihre Erzählungen anschaulich und gleichzeitig informativ; sie fanden, dass dies ihnen einen besseren Eindruck in die Zeit gegeben hat; ein Nachempfinden, so weit das überhaupt möglich ist, sei so eher möglich als durch die reine Arbeit mit Quellen

„Bojen der Orientierung“

Die Aufforderung, u. a. Zeitzeugen für einen lebendigen Unterricht einzuladen, könnte kaum deutlicher formuliert sein. Quelle aus der schulischen Internetseite zum Geschichtsunterricht des Elsa-Brändström-Gymnasiums:

„(...) Ein lebendiger Geschichtsunterricht besteht aus viel mehr als nur Datenlernen, obwohl es Ereignisse und Entwicklungen richtig einzuordnen gilt. Jahreszahlen dienen manchmal wie Bojen der Orientierung, aufbauend vermitteln wir Geschichte durch Methodenvielfalt, den Besuch außerschulischer Lernorte sowie vielfältige und kreative Arbeitsaufträge auf lebendige Art und Weise.“

<http://ebs-elmshorn.lernnetz.de/faecher/gesellschaftswissenschaftliche-faecher/geschichte.html>

„Es ist vollbracht!“

Claus Günthers autobiografisches Werk ist (endlich) erschienen.

Vielen unserer Leserinnen und Leser ist Claus Günther als emsiger und begeisterter Schreiber in diesem Mitteilungsblatt bekannt. Mit vielen kleinen und großen Beiträgen zu den jeweiligen Themen dieser Ausgaben. Nun hat er es (endlich) vollbracht: Mit „Heile, heile Hitler“ beschreibt er „Szenen einer Kindheit“, die durch den Nationalsozialismus vollständig vereinnahmt wurde.

„Peter Littich“ ist das Pseudonym für die Hauptfigur, hinter der sich das eigene Erleben Claus Günthers verbirgt. Der Wechsel der Identität erweist sich als günstiger Schachzug: Der Autor gewinnt Distanz, beschreibt aus einer Art Vogelperspektive wie angekündigt „Szenen seiner Kindheit“. Günther kann dadurch „Haltungen“ und „Handlungen“ seiner Eltern und Bezugspersonen erklären und nachträglich besser interpretieren. *„Spießig sind seine (Peter Littich's) Eltern. Kleinbürgerlich und ausgesprochen bildungsfern, meint Peter. So wie die will er niemals werden – und kann in mancherlei Hinsicht doch nicht aus seiner Haut.“* („Volksgemeinschaft“)

Aus einer unmittelbaren „Ich“-Erzähler-Perspektive wäre diese Einschätzung weniger glaubhaft gewesen – und hätte sich wahrscheinlich zwischen authentischer Beschreibung des



Erlebten und Interpretationsversuchen schnell verheddert.

Dass sich die eigene Geschichte der Kindheit und des Erwachsenenwerdens nicht im luftleeren Raum vollzieht, wird durch Einfügungen von ihm verdeutlicht; Kleine Exkurse helfen, das Erlebte im historischen Kontext zu illustrieren. Originale Bilddokumente, z. B. aus Schulbüchern der Nazi-Zeit, illustrieren die Schilderungen, sie „hauchen“ weiteres Leben ein.

Wir erahnen, warum es schwer ist, sich der Nazi-Propaganda zu entziehen: Kinder erhalten durch Schule

und Alltag ein rassistisch gefertigtes Rüstzeug, dass Menschen mit anderer Herkunft abwertet und Diskriminierung Tür und Tor öffnet.

Günther hat sich mit diesen Mechanismen auseinandergesetzt. Sein beruflicher Erfahrungshintergrund in der Werbebranche lässt ihn punktgenau die Sprüche und Parolen aufzeichnen, die dazu führten, Menschen in Vernichtungslagern mit industrieller Perfektion zu vernichten.

Kadavergehorsam wird von allen gefordert. Er macht Kinder wie Claus Günther zu willigen Gefolgsleuten. Peter Littich alias Günther beschreibt bei seiner Kinderlandverschickung „einen verängstigten, heimwehkranken Bettnässer.“ Der wird auffällig, weil er sich eigene Rückzugsräume schafft. Die Deutung der anderen: „Der Junge wird vom Geist des Widerspruchs beherrscht.“ Leben in der Volksgemeinschaft duldet keine Individualität und kein Anders-sein. Das hat Konsequenzen. „Zur Strafe muss er aufstehen, einen Stuhl unten an den Vorderbeinen packen, hochheben, in

die Hocke gehen und ihn mit geraden, vorgestreckten Armen festhalten. Und festhalten. Und festhalten. Am Ende bricht der Junge zusammen. Kein Lehrer schreitet ein. Für Peter ist das schrecklich, er leidet mit, aber er hält den Mund, genau wie die anderen. Anpassen ist alles...“

Es gab letzte Reste humanistischen Denkens, die er fast schon überrascht registrierte: „Freitag, 11. November 1938. Die Kinder sprechen in der Klasse darüber, dass die Synagoge zerstört worden ist. Lehrer Deckert kann gar nicht anders, er muss das aufgreifen, die Jungs sind zu aufgeregt (...) Grabsteine haben sie auch umgeworfen auf dem jüdischen Friedhof, berichtet ein Junge.

„Das hätten sie nicht tun sollen“, murmelt der Lehrer. „Tote soll man ruhen lassen.“

Ein stimmungsvolles Buch, dass uns in die Zeit des Nationalsozialismus besser einfühlen lässt. Günthers Wunsch wird am Ende verständlich: „Nie wieder Diktatur!“

Ulrich Kluge

Line Kippes, neue Moderatorin der City-Gruppe

Ich möchte ein paar Worte zu meinen Beweggründen für mein Interesse an der Arbeit mit Zeitzeugen sagen:

Persönliche Erinnerungen und Schilderungen von historischen Ereignissen ermöglichen mir einen bes-

seren Zugang zu Geschichte oder überhaupt einen Zugang. Was ich über die Kriegszeit in Hamburg weiß, das haben mir ältere Frauen und Männer erzählt. Wie sich ein achtjähriges Mädchen bei Kriegsende zusammen

mit ihrer Mutter und den noch jüngeren Geschwistern mit dem Fahrrad auf den Weg von Ohlstedt nach St. Pauli macht, von der Mutter getrennt wird und dann eine Woche alleine in der Wohnung zurechtkommen muss, das vergesse ich nicht mehr. Das sind bildliche, lebendige Erinnerungen, die mir helfen, eine Zeit zu verstehen, die ich nicht mehr erlebt habe.

Seit September 2016 moderiere ich die Gruppe City der Zeitzeugenbörse Hamburg und freue mich, die Erinnerungsarbeit auf diese Weise unterstützen zu können.

In meinem Studium, Kulturanthropologie an der Universität Hamburg, waren Zeitzeugenberichte immer eine wichtige Form der Quellenerhebung und „Oral History“ eine der Kernmethoden. Seit 2013 arbeite ich ehrenamtlich in dem Projekt „Museum für hamburgische Geschichtchen“ der Alfred Toepfer Stiftung mit und bin „ZuhörerIn“ in der Millerntorwache. In diesem Erzählmuseum lassen wir uns alte und neue, aber immer persönliche, Hamburggeschichte(n) erzählen.

Mit ihrem Engagement in der Zeitzeugenbörse ermöglichen Seniorinnen und Senioren seit bald 20 Jahren, jungen Menschen diesen eindrücklichen Zugang zu Geschichte, indem sie Schulen besuchen und über ihre Erinnerungen sprechen.

Noch viel wichtiger als der bloße Bericht über Geschichte ist aus meiner Sicht der Dialog, in den die Zeitzeugen mit ihrer Arbeit treten. Der Austausch zwischen den Generationen, das gemeinsame Reden über Erlebtes, die Deutung und Bedeutung für den Einzelnen – das schafft Verstehen, Verständnis und die Möglichkeit, Erkenntnisse für das eigene Leben mitzunehmen.

Ich bin mir sicher, unserer diskussionsfreudigen und sehr engagierten Gruppe werden die Themen sobald nicht ausgehen. Die Nachkriegszeit oder das geteilte Deutschland haben junge Menschen nicht erlebt, Themen wie Arbeitswelt oder die Rolle der Frau haben sich den letzten Jahrzehnten stark gewandelt – darüber mit Zeitzeugen zu sprechen, lohnt sich!

Line Kippes

Redaktion: Peter Bigos, Claus Günther, Richard Hensel, Line Kippes, Ulrich Kluge, Ingeborg Schreib-Wywiorski. Wir danken allen Autorinnen und Autoren, die ihre Beiträge in dieser Ausgabe und für eine Internet-Publikation zur Verfügung gestellt haben. Änderungen behält sich die Redaktion vor.



V. i. S. d. P.: Ulrich Kluge

Nächste Ausgabe (Zeitzeugen Nr. 64): Redaktionsschluss: 6. Juni 2017

Termine Zeitzeugenbörse Hamburg

Gruppen Erinnerungsarbeit

Selbst Erlebtes thematisch erinnern, miteinander diskutieren und aufschreiben.
Für Interessierte, Einsteiger und „alte Hasen“. Erinnerungen aus dem Nationalsozialismus, dem geteilten Deutschland; vom Krieg und aus dem Alltag.

Gruppe Hamburg (City)

Leitung: Line Kippes
Jeden 1. und 3. Dienstag im Monat,
von **10.00-12.00 Uhr**,
im Seniorenbüro, Brennerstr. 90.
Jan. 2017: Di., 03. + 17. 01.
Feb. 2017: Di., 07. + 21. 02.
Mrz. 2017: Di., 07. + 21. 03.
Apr. 2017: Di., 04. + 18. 04.
Mai 2017: Di., 02. + 16. 05.
Juni 2017: Di., 06. + 20. 06.

Gruppe Quickborn

Leitung: F. Schukat, U. Neveling.
Jeden 1. und 3. Do. im Monat,
10.00-12.00 Uhr. Freizeitraum
Kirchengemeinde, Lornsenstr. 21-23,
Quickborner Heide.

Gruppe Ahrensburg

Leitung: Elke Petter.
Jeden 1. Freitag, **10.00-11.30 Uhr**.
Im Peter-Rantzau-Haus, Manfred-
Samusch-Str. 9. Tel. 04102- 21 15 15

Interkulturelles Erzählcafé

Leitung: Kathrin Fredebohm
Jeden letzten Freitag im Monat, **11.-14.00 Uhr**. Für Dulsberger und für Menschen mit Migrationshintergrund. Im Senioren Treff Dulsberg, Dulsberg-Süd 12.
Tel. 040- 6965 8084

Gruppe Wedel

Leitung: Dorothea Snurawa
Rathaus Wedel, Raum „Vejen“ im
Erdgeschoß, 10.00 – 11.30 Uhr.
Di., 11. April 2017: „Rückkehr
zur Anmut und Korrektheit –
Mode in den 50er Jahren“.
Tel.: 04103-1895255.
www.zeitzeugenboerse-wedel.de

Erinnerungswerkstatt Norderstedt

Beim Lernverbund Norderstedt,
jeden 2. Dienstag, **10.00 Uhr**,
im DRK Norderstedt, Ochsenzoller
Str. 124. Infos: www.ewnor.de

Jubiläumsfeier „20 Jahre ZZB“

„Als ob es gestern gewesen wär“:
Die Zeitzeugenbörse Hamburg
wird in der zweiten Jahreshälfte
ihr Jubiläum feiern. Hierzu bitte
nähere Informationen im Mai
2017 erfragen.

Kontakt

ZZB-Geschäftsstelle Hamburg
Zeitzeugenbörse Hamburg, p. A.
Seniorenbüro Hamburg e.V.,
Brennerstr. 90, 20099 Hamburg
Tel. 040 – 30 39 95 07
zeitzeugen@seniorenbuero-hamburg.de
www.zeitzeugen-hamburg.de